Rita Franceschini und Wolfgang Klein

Einleitung

Warum umständlich in einer Zeile ausdrücken, was
man bequem auf hundert Seiten sagen kann?

Karl Kraus

Mit dem Begriff der Einfachheit verhält es sich ein wenig wie mit dem Begriff der Zeit, zu dem der Heilige Augustinus in einer viel zitierten Stelle bemerkt: ›Quid ergo est tempus? Si nemo ex me quaeret, scio; si quaerenti explicare velim, nescio.‹ Wir haben eine klare Vorstellung, dass Domino einfacher ist als Schach, der Flohwalzer einfacher als die Grande Valse brillante op. 34,3 von Chopin, eine Badehose einfacher als eine Abendrobe. Ebenso haben wir eine klare Vorstellung, dass das Pantoffeltierchen einfacher ist als ein Regenwurm, dieser einfacher als der Nacktmull, dieser einfacher als ein Zebra, dieses einfacher als der Mensch; bei letzterem Vergleich mag man eine Sekunde ins Stocken kommen, aber ein Hinweis auf die Komplexität des Gehirns bringt schnell die Entscheidung. Wir haben die Vorstellung, dass die Sprache Thomas Manns weniger einfach ist als Kopsals oder Höbers (des meistgelesenen deutschen Autors überhaupt), die Prousts weniger einfach als die Simenons, die Joyces einfacher als die Bunyons. Wir haben die Vorstellung, dass *Donald Duck* leichter zu verstehen ist als *Sein und Zeit*, dieses wiederum einfacher als die Bananenimportverordnung der EU. Und schließlich haben die meisten Franzosen, die dies beides je versucht haben, eine klare Vorstellung, dass Englisch leichter zu lernen ist als Deutsch. Heißt dies, dass Englisch einfacher ist als Deutsch?

Ein durchgängiges Moment bei der Vorstellung dessen, was man als einfach und weniger einfach ansieht, ist die Menge der Bestandteile und der Beziehungen, die zwischen ihnen bestehen. Der Flohwalzer hat nicht so viele Noten, die Badehose nicht soviel Stoff, das Pantoffeltierchen nicht so viele Zellen; Bunyon hat weniger Wörter als Joyce, Englisch weniger Pluralmarkierungen als Deutsch. Aber dies kann nicht das einzige Kriterium sein. Die Schwierigkeit, Heidegger zu verstehen, liegt nicht in quantifizierbarer Komplexität. Einfach oder weniger einfach ist etwas nicht allein aufgrund seiner Struktur, sondern auch im Hinblick auf bestimmte Handlungen, die man damit vollführt: etwas ist einfacher zu spielen, einfacher zu lernen, einfacher zu lesen, einfacher zu verstehen als etwas anderes. Das drückt sich auch in den jeweiligen Gegensätzen aus: ›einfach – schwierig‹ bezieht sich auf Handlungen, ›einfach – komplex‹ bezieht sich auf Strukturen. Beides steht oft im Zusammenhang, aber dieser Zusammenhang ist kein notwendiger.

Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 131 (2003)

Die Einfachheit, um die es in diesem Heft geht, ist die von sprachlichen Systemen. Alle natürlichen Sprachen – Deutsch, Englisch, Latein, Inuktitut, Chinesisch, und fünf- oder sechstausend weitere – sind außerordentlich kompliziert. Sie sind komplex im Aufbau, sie sind schwierig zu lernen: Ein Kind braucht gut und gerne zehn Jahre, um sie perfekt – das heißt so, wie man sie in der sozialen Umwelt spricht – zu beherrschen, ein Erwachsener schafft das im allgemeinen überhaupt nicht. Aber die Komplexität ist nicht gleich: sie ändert sich im Laufe der Entwicklung innerhalb einer Sprache, und der klare Augenschein spricht dafür, dass manche Sprachen einfacher sind als andere.

Es ist nun freilich so, dass man Einfachheitsbetrachtungen, sei es in der Diachronie, sei es im Sprachvergleich, oft nicht auf die jeweiligen Systeme in ihrer Gesamtheit beziehen kann, sondern nur auf bestimmte Teile. So mag beispielsweise die Flexionsmorphologie einfacher werden oder einfacher sein, anderes, beispielsweise die Phonologie oder die Syntax, dafür komplexer. Manche Linguisten ziehen, meist eher stillschweigend denn ausdrücklich, auch den Schluß, daß Aussagen über die Einfachheit von Sprachen nicht sinnvoll sind: Einfachheit in einem Bereich wird durch Komplexität in einem anderen erkaufte. Sehr überzeugend ist diese ›Kompensationsannahme‹ allerdings nicht: das Englische hat, anders als das Deutsche, die Genusunterscheidung bis auf kleine Restbestände abgebaut; es ist aber nicht zu sehen, wieso dies durch eine Komplexität in einem anderen Bereich erkaufte worden ist. Das Englische ist in den letzten Jahrhunderten eigentlich an keiner Stelle strukturell komplexer geworden; lediglich sein Wortschatz hat sich gewaltig entfaltet; aber das gilt ebenso für das Deutsche, und diese Zunahme kann man schwerlich als Ausgleich für die verlorene Genusunterscheidung sehen.

Dies führt uns auf einen zweiten wesentlichen Punkt: Der Grad der Einfachheit läßt sich immer nur relativ zu einer bestimmten Leistung, einer bestimmten Funktion bestimmen, die als *tertium comparationis* dient. Etwas verkürzt gesagt – mit wie wenig formalen Unterscheidungen kann man welche Funktion ausdrücken? Viele Ausdruckssysteme, die in der Linguistik unter dem Etikett ›einfache Sprachen‹ gehen – Lernersprachen, Pidgins und Creoles, ›foreigner talk‹ (›Du gehen Rathaus‹), ›motherese‹ (die vereinfachte Sprache, die man oft Kleinkindern gegenüber verwendet), Telegrammsprache – sind eigentlich Vereinfachungen komplexerer Systeme zu bestimmten Zwecken. Die Frage ist, inwieweit solche Vereinfachungen die Funktionalität ihrer ›Muttersysteme‹ wahren. Man kann diese Frage etwas drastisch stellen: Was würde das Deutsche an Ausdrucksreichtum verlieren, wenn man nicht nur die Genusmarkierung, sondern die gesamte Flexion aufgäbe? Das Ergebnis wäre zunächst einmal eine strukturell einfachere Sprache, wie das Chinesische, das keine Flexion kennt. Es ist aber klar, dass dann zunächst bestimmte Funktionen wie Tempus, Modus, Numerus, nicht mehr ausgedrückt werden können – jedenfalls nicht in der tradierten Weise: Die Vereinfachung wird durch einen funktionalen Verlust erkaufte, und wenn man diese Funktionen wahren will, muss anderweitig Abhilfe geschaffen werden. Nun ist allerdings

keineswegs gesagt, dass diese funktionale Kompensation zu vergleichbar großer Komplexität an anderer Stelle führen muss. Man könnte sich ja denken, dass man die Mehrzahl im Deutschen einfach durch eine optional zu setzende Partikel, sagen wir ›ma‹, ausdrückt anstatt durch das zwänglerische System der Pluralmarkierung deutscher Nomina, Artikel und Adjektive. Der Effekt wäre derselbe, er würde aber auf einfachere Weise erreicht.

Solche Überlegungen kann man nicht nur für die Flexion anstellen: Im Französischen steht ein direktes Objekt nach dem Verb, wenn es lexikalisch ist, und vor dem Verb, wenn es pronominal ist: *Je connais Marie, je la connais*. Hier bietet sich dem schlichten Verstand eine gewisse Vereinfachung an: es ist nicht erkennbar, was an Funktionalität verloren ginge, wenn man das Objekt einheitlich vor oder hinter das Verb stellen würde, auch wenn das manchen tradierten Vorstellungen von *clarté* zuwiderlaufen mag.

Sprachen könnten einfacher sein; sie könnten auch einfacher sein, ohne an Funktionalität zu verlieren. Dies gilt für die natürlichen Sprachen, so wie sie sich in der Geschichte der Menschheit entwickelt haben, es gilt auch für künstliche Sprachen, so wie wir sie seit wesentlich kürzerer Zeit bewusst entwickelt haben. Die fünf Beiträge dieses Heftes thematisieren diese Fragen in unterschiedlicher Weise. In dreien steht der Spracherwerb – der ja einfach anfängt und sich der vollen Komplexität der jeweiligen Zielsprache erst allmählich annähert – im Mittelpunkt; bei Wolfgang Klein und bei Rainer Dietrich geht es dabei um die Frage, welche Schlussfolgerungen man aus den Eigenschaften von ›Lernervarietäten‹, wie sie regelhaft im ungesteuerten Zweitspracherwerb Erwachsener auftreten, ziehen soll; in dem Aufsatz von Katrin Mutz und Gudrun Ziegler wird eine Erscheinung aus dem schulischen Zweitspracherwerb betrachtet, nämlich Vereinfachungen in der Verwendung des Artikels – also einer Konstruktion, die manche Sprachen gar nicht haben, manche in einfacher Form, manche in sehr komplexer. Dieter Wunderlich betrachtet den Ab- und Aufbau der Morphologie im weiteren Zusammenhang der Aufgaben, die sich dem Sprachwissenschaftler in einer Zeit stellen, in der viele besonders komplexe Sprachen vom Aussterben bedroht sind. In dem Beitrag von Henning Lobin geht es schließlich um die Entwicklung von formalen Sprachen, genauer gesagt um Dokumentgrammatiken, in denen Komplexität und Funktionalität in einem sehr viel durchsichtigeren Verhältnis stehen als in den natürlichen Sprachen, mit denen wir groß geworden sind.